

Gustav A. Horn

Normalität auf Bewährung?

Lesbische und schwule Politiker in der Mediendemokratie

Eine Präsentation und Diskussion aktueller empirischer Studien zum Normalitätsregime von Geschlecht und Homosexualität im Wechselspiel von Politik und Medien am 11. Juni 2010 im Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität

„Ich bin schwul, und das ist auch gut so.“ Im Kontext westeuropäischer Mediendemokratien scheinen offen schwule und lesbische Spitzenpolitiker_innen eine neue ‚aufgeklärte‘ Normalität zu repräsentieren. Aber wie steht es um Lesben? Und wie weit trägt eine Emanzipation durch Normalisierung? Wo schlägt sie um in eine erneute Normierung von Geschlecht und Sexualität? Und inwiefern ist trotz aller Prominenzgewinne ein massenmediales Outing immer nur eine Normalität auf Bewährung? Diese Fragen leiten zwei aktuelle empirische Forschungsprojekte aus verschiedenen trans/disziplinären Perspektiven, die von Dr. habil. Tuula Juvonen und Dr. des. Andreas Heilmann vorgestellt wurden.

Tuula Juvonen von der Universität Jyväskylä/Helsinki, Center of Excellence Philosophy and Gender und zeitweilig Gastwissenschaftlerin am ZtG, porträtierte unter dem Titel „*Coming out auf lesbisch?*“ die Outings von zwölf offen lesbischen Politikerinnen in der bundesdeutschen Politik zwischen 1984 und 2009 von Jutta Oesterle-Schwerin (Grüne) bis zur hessischen CDU-Vizepräsidentin Karin Wolff. Sie machte damit sichtbar, was in den Medien oft marginalisiert wird: dass es neben den spektakulären Outing-Stories um schwule Politiker auch lesbische Outings in der Spitzenpolitik gab und gibt. Ihre Untersuchungen bestätigen somit das bekannte Problem öffentlicher Unsichtbarkeit lesbischer Lebensweisen. Offenbar werden lesbische Politikerinnen in der Männerdomäne Politik aufgrund ihres Geschlechts und ihrer sexuellen Orientierung mehrfach diskriminiert: Zum Malus der Weiblichkeit kommen zusätzlich noch überwiegend negative Klischees über Lesben. Nach einem Aufbruch der Lesben in der Politik ab Anfang der 1980er Jahre vertritt Juvonen für die 2000er Dekade die These, dass eine Normalisierung des Lesbischseins mit einer zunehmenden Privatisierung und Depolitisierung einhergeht. Eindrucksvoll zeigte dies eine Gegenüberstellung der offen lesbischen und schwulen Politiker_innen im Deutschen Bundestag seit 1985. Während die Zahl der offen lesbischen Politikerinnen auf niedrigstem Niveau stagniert, steigt die Zahl der offen schwulen Politiker kontinuierlich an.

Andreas Heilmann vom Lehrbereich Soziologie der Arbeit und der Geschlechterverhältnisse am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität präsentierte zentrale Befunde seiner Dissertation über schwule Politiker-Outings aus männlichkeitssoziologischer und normalisierungstheoretischer Perspektive. „*Die Normalisierung homosexueller Männlichkeit im printmedialen Diskurs der Politiker-Outings*“ erschloss sich Heilmann über Fallanalysen der Outings von Volker Beck (Grüne), Klaus Wowereit (SPD), Ole von Beust (CDU) und Guido Westerwelle

(FDP). Seine Befunde: Im Rahmen des kontextspezifischen strukturellen Wandels zur Mediendemokratie werden männliche Geschlechtsidentität und homosexuelles Outing zu spezifischen symbolischen Ressourcen in der personalisierten Politikinszenierung. Geoutete Spitzenpolitiker erweisen sich wegen ihres Elite-Status' jedoch nicht nur als massenmediale Projektionsflächen, sondern auch als definitionsmächtige Diskurs-Akteure. Durch ein medienkompetentes und professionelles Informationsmanagement beeinflussen sie die öffentliche Wahrnehmung ihres Outings – und damit zugleich die Generierung alter und neuer Stereotype über homosexuelle Männlichkeit. Im massenmedialen Diskurs lassen sich neun solcher Stereotypisierungen differenzieren, die einerseits traditionelle, negativ klassifizierende Klischees vom effeminierten und triebhaften Homosexuellen aufrufen. Andererseits bringen sie den ‚Spaßpolitiker‘ und den ‚homosexuellen Staatsmann‘ als neue, positiv klassifizierende Deutungsmuster einer normalisierten – und erneut normierten – homosexuellen Männlichkeit hervor. Diese fügt sich fast nahtlos in Formen hegemonialer Männlichkeit ein, indem unter der Bedingung einer ‚glaubwürdigen‘ persönlichen Distanzierung des schwulen Politikers von Weiblichkeit und sexueller Freizügigkeit das traditionelle männliche Homosexualitätstabu gebrochen werden kann. Die empirische Studie von Heilmann wird Anfang 2011 im transcript Verlag Bielefeld erscheinen.

Im Anschluss an die Präsentationen moderierte *Dr. Gülay Caglar* (HU) eine offene Diskussion, in der u.a. der Politiker Christian Schenk (Die Linke) seine Innenperspektive aus dem Arkanbereich der Politik und konkrete Erfahrungen im Umgang mit Outings einbrachte. Als Forschungsdesiderata wurden eine Weiterung um eine vergleichende Perspektive auf andere (europäische) Staaten, eine intersektionelle Analyse und ein systematischer Vergleich zwischen lesbischen und schwulen Outings formuliert. Zustimmung fanden die Ansätze, Rekonfigurationen und Normalisierungen von Geschlecht und Sexualität als soziale Praxen im strukturellen Zusammenhang ihrer feldspezifischen Kontexte zu untersuchen, sexuelle Differenzierung in Outings als Knotenpunkt multipler gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu analysieren und den impliziten Antagonismus von Homosexualität und Männlichkeit in theoretischen Konzepten der Männlichkeitsforschung kritisch zu reflektieren. Im Fazit der Veranstaltung wurde klar: Lesben und Schwule in der Politik eröffnen im Zuge ihrer international stark zunehmenden Visibilität ein bisher noch weitgehend unbearbeitetes Forschungsfeld, das sich für die Gender Studies gerade aus einer transdisziplinären Perspektive zu erschließen lohnt.

Ilona Pache / Gabi Jähnert

8. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum“ (KEG)

Die 8. Arbeitstagung der KEG fand vom 17.-18.6.2010 in der Schweiz statt. Gastgeberin war das interdisziplinäre Zentrum für Geschlechterforschung (IZFG) der Universität Bern. Mitarbeiter_innen des IZFFG hatten ein Programm vorbereitet, das

am ersten Tag verschiedene Plenumsveranstaltungen umfasste. Im ersten Plenum vermittelte Capitolina Diaz Martinez, aus dem Ministerium für Gleichstellung in Madrid, mit ihrem Beitrag „Gleichstellungspolitik im internationalen Vergleich“, welche Gleichstellungskonzepte in den Jahren 2004 bis 2010 in Spanien entwickelt und umgesetzt werden konnten. Im zweiten Plenum berichteten Gabi Jähnert (Deutschland), Brigitte Schnegg (Schweiz) und Utta Isop (Österreich) über „Hochschulpolitische Rahmenbedingungen für die Gender Studies“ aus ihrer jeweiligen nationalen Perspektive.

Am zweiten Tag fanden am Vor- und Nachmittag verschiedene Arbeitsgruppen mit anschließendem Plenum statt.

In der „Arbeitsgruppe Geschlechterforschung und Gleichstellungsarbeit“ tauschten sich die Teilnehmerinnen über ihre länder- und universitätsspezifischen Erfahrungen zu diesem Spannungsfeld aus. In Deutschland sind in den vergangenen Jahren auf wissenschaftspolitischer Ebene erhebliche Anstrengungen unternommen worden, um zu spürbaren Erfolgen in der Gleichstellungspolitik zu kommen. Dabei spielen die Gender Studies zumeist nur eine marginale Rolle, und es ist in den hochschulpolitischen Orientierungen der deutschen Universitäten zum Teil eine Engführung der Geschlechterforschung auf Gleichstellungsforschung zu beobachten. In der Schweiz dagegen gibt es, wie Brigitte Schnegg berichtete, keinen so starken Willen zur Gleichstellung. Diese sei eher „Schmuddelkind“. Stärker als die Gleichstellung haben die Gender Studies das Prestige, eine Wissenschaft zu sein, und übernehmen auch Dienstleistungsfunktionen für Forschungsprojektanträge, die Gender als einen Aspekt einbeziehen müssen. In Österreich sind Gleichstellungspolitik und Gender Studies institutionell eng verzahnt – bedingt durch die gesetzliche Grundlage im österreichischen Universitätsgesetz. Barbara Hey sieht hier insbesondere die Chance für die Gender Studies, „im Wind der Gleichstellung zu segeln“.

Ausgehend von diesen und vielen anderen regionalen Befunden wurde die Frage diskutiert, wie Gender Studies als Wissenschafts- und Forschungsfeld gestärkt werden kann und wie die Trennschärfe zur Gleichstellungspolitik gewahrt wird. Es wurde betont, dass Gleichstellungsforschung ein wichtiger Teil der Geschlechterforschung / Gender Studies ist, darauf aber nicht reduziert werden darf. Angesichts der dynamischen Entwicklungen im Feld der Gleichstellungspolitik, der Gender Studies und der Diversity Politics sollen die verschiedenen wissenschaftspolitischen Orientierungen, Strukturmodelle und Strategien unbedingt weitergeführt werden.

In der Arbeitsgruppe „Nachwuchsförderung“ berichteten die Teilnehmerinnen über die an ihren Standorten etablierten Förderstrukturen und diskutierten Aspekte der (inter)nationalen Vernetzung, Veränderungsszenarien und Quellen der Finanzierung. Die Graduiertenkollegs in der Schweiz sind national übergreifend vernetzt und werden vom Nationalfond finanziert. Eine neue Förderstruktur in der Schweiz besteht aus finanzieller Unterstützung für einzelne Promotionsprojekte. In Frankfurt am Main wird im Rahmen der Exzellenzinitiative eine Graduiertenschule zu Migration beantragt. Darin sollen Natur- mit Geistes- und Sozialwissenschaftler_innen

zusammenarbeiten und gemeinsame Angebote zur Schlüsselqualifikation nutzen. In Innsbruck unterstützt die „Interfakultäre Forschungsplattform Geschlechterforschung“ die Vernetzung der Nachwuchswissenschaftlerinnen. Ausführlicher diskutiert wurden Strategien, den akademischen Weg abzusichern. Dabei wurde aus der Schweiz über die Tendenz der verstärkten Rückkehr in die Disziplin berichtet, die mit dem Verlust der Innovativität einhergeht. In der Diskussion über strukturierte PhD-Ausbildung, wurden überwiegend die Vorteile wie Qualitätssteigerung, Persönlichkeitsbildung und Abkehr vom Geniekult mit Hinwendung zum Erlernen von Arbeitstechniken hervorgehoben.

Die Arbeitsgruppe „Gender-Lehre: Curricula Entwicklung“ wurde mit einem Input zum Übergang vom Bachelor zum Masterstudiengang eröffnet. An zwei Standorten (Göttingen, Berlin) waren Student_innen aus dem Master Gender Studies bzw. am Master Gender Studies Interessierte zu ihrem Entscheidungsprozess befragt worden. Die Fragen betrafen die Motivation sowie Hürden und Hilfen bei der Entscheidung für den Master Gender Studies. Die Ergebnisse zeigten an beiden Standorten hohe Motivationswerte für die Studieninhalte der Gender Studies. Als Hürde wurden in Berlin besonders die Zugangsvoraussetzungen und in Göttingen vor allem die beruflichen Perspektiven genannt. Die Antworten zum Punkt „Hilfe“ waren ebenfalls unterschiedlich. In Göttingen wurden vor allem Informationen über Inhalte und die Bewerbungsmodalitäten und in Berlin Vorbilder in der Lehre und in der Praxis genannt. Insgesamt deutlich wurde, dass die Master-Student_innen voraussichtlich eine weitgehende Heterogenität an Vorkenntnissen mitbringen. Von den an der Befragung in Berlin Beteiligten hatten weniger als ein Drittel Gender als Fach studiert. Die Diskussion bekräftigte, dass die Entwicklung weiter beobachtet und auf curriculare Konsequenzen überdacht werden müsse: Einkürzung des Bachelor-Angebots, weil viele Student_innen nach dem BA die Uni verlassen und den Master nicht fortsetzen? Reformulierung der Eingangsvoraussetzungen im Hinblick auf Studierbarkeit angesichts der Heterogenität der Vorkenntnisse? Restrukturierung des Masters als Zwei-Fächer-Master, um die starke Vorprägung durch das BA-Hauptfach aufzugreifen?

Im Abschlussplenum wurden die „Perspektiven der KEG und der neu gegründeten Fachgesellschaften“ beraten. Nach einführenden Beiträgen über die unterschiedlichen Strukturen der Fachgesellschaften in der Schweiz, Österreich und Deutschland ging es vor allem um das zukünftige Verhältnis der KEG zu den Fachgesellschaften. Auch wenn sich die Interessen der Fachgesellschaften mit der KEG überschneiden, ist der Fokus jeweils unterschiedlich. Die Aufgaben der KEG liegen vor allem in der Wissenschaftspolitik, bei Fragen der Institutionalisierung und Entwicklung der Studiengänge. Schwerpunkte der Fachgesellschaften hingegen sind Inhalte sowie die Forschung und Forschungsförderung. Einigkeit bestand, dass die KEG abwechselnd in einem der drei Länder (plus Berücksichtigung von Luxemburg) in Verbindung mit der jeweiligen Fachgesellschaft tagen sollte. Anvisiert wurde, das nächste Treffen der KEG zusammen mit der Fachgesellschaft in Deutschland, das bereits für den Januar in München geplant ist, durchzuführen. Gewünschte Themen sind: das Ver-

hältnis von Gleichstellung und Gender Studies, die zukünftige Kooperation der 3(4) Länder sowie internationale Kooperationen und die Arbeitsteilung zwischen den Fachgesellschaften Gender Studies und der KEG.

Marianne Kriszio

Konstruktionsprozesse in der Schule aus Sicht der Gender Studies

Bericht über das Wissenschaftliche Kolloquium des ZtG am 2. Juli 2010

Es ist ein wichtiges Anliegen des ZtG, in den regelmäßig stattfindenden wissenschaftlichen Kolloquien auch Fragestellungen und Themen zu wählen, die eine breite auch nicht wissenschaftliche Öffentlichkeit interessieren. Die Diskussionen in Folge von Pisa und IGLU und die Kritik an der deutschen Bildungsinstitution Schule gehören dazu. Die in dem Zusammenhang immer wieder in der Presse apostrophierten „Jungen als Bildungsverlierer“ waren der Anlass für das ZtG, geschlechterspezifische Konstruktionsprozesse in der Schule kritisch zu analysieren.

Im ersten Themenblock ging es in den Beiträgen der Erziehungswissenschaftler *Detlef Pech* (HU) und *Jürgen Budde* (Halle) um Männlichkeit und Bildung im Schulunterricht. Beide stellten die These von der Benachteiligung der Jungen in Frage. Die Sichtweise, das katholische Arbeitermädchen vom Lande sei als Bildungsverliererin durch den Jungen mit Migrationshintergrund aus der Großstadt abgelöst worden, sei zu einfach. Schlechte (fächerspezifische) Leistungen von Jungen seien nichts Neues, vor allem in der Sekundarstufe I. Nach *Pech*, der über „Bilder von Geschlecht. Schulischer Unterricht und die Zuweisung von Eindeutigkeit“ sprach, sehen Jungen sich selbst nicht als Bildungsverlierer; Selbstbild und Schulerfolg seien nicht identisch. In der Praxis kämen weitere Exklusionsmechanismen zum Tragen; bei den 20-jährigen mit Migrationshintergrund sei z.B. der Anteil der Frauen ohne allgemeinbildenden Schulabschluss höher als bei den Männern. Unter dem Aspekt der Alltagserfahrung von Männlichkeit sprach *Pech* sich für mehr Männer im Grundschulunterricht aus, aber sowohl er wie *Budde* wiesen darauf hin, dass es keine empirischen Belege gäbe, wonach mehr männliche Lehrer eine bessere Förderung von Jungen implizierten.

Pech stellte Unterrichtsmaterialien aus der Grundschule wie Schulbücher und die darin gezeigten Bilder von Mädchen und Jungen vor. Hier findet sich einerseits eine Tendenz zur geschlechtsneutralen Darstellung von Kindern (z.B. durch Zeichnungen mit nicht eindeutig geschlechtlich zuordenbaren Figuren), andererseits eine fortdauernde Verwendung stereotyper Geschlechterbilder in Bezug auf – positiv bzw. negativ konnotiertes – Verhalten von Mädchen und Jungen (unordentlicher, aggressiver). Die Frage bleibe: Ist die Situation real so, oder wird sie durch diese Zuschreibungen immer wieder verstärkt? Er präsentierte ferner Filmausschnitte aus einer Grundschulwerkstatt an der HU: Darin reagierten die – überwiegend weiblichen – Teilnehmer_innen der Lehrveranstaltung auf die Erzählungen 10-jähriger

Jungen über ihre Prügeleien in den Pausen nicht kritisch, sondern eher amüsiert, da die Jungen im übrigen so aufgeweckt, nett und freundlich wirkten.

Budde bezog sich in seinem Beitrag „'Der Valentin ist ein Sorgenkind...' Bildungsungleichheiten als kulturelle Passungsprobleme zwischen männlichem Habitus und institutionalisierten Schulkulturen?“ auf das Konzept der „kulturellen Passung“ von Bourdieu. Die Forschung zu Jungen und Schule habe zwar den Habitusbegriff übernommen, aber nicht das Konzept des ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Kapitals. Für die Her- und Darstellung von Männlichkeit sei vor allem das symbolische Kapital wichtig. Jungen wendeten vielfältige Männlichkeitspraktiken an (Ironie, Provokation, Humor, Solidarität, Selbstinszenierung), um symbolisches Kapital anzusammeln und als richtiger Junge zu gelten. Die Orientierung an Männlichkeitspraktiken kann für Jungen in der heutigen Schule aber eine problematische Strategie sein. Dies stellte er exemplarisch anhand von Unterrichtsbeobachtungen in der 5. Klasse eines Gymnasiums dar, wo ein neuer Schüler mit seinem provokativen Verhalten negativ auffiel, so dass seine Beurteilungen schlechter ausfielen, als es seinem Leistungsniveau entsprach. Nach *Budde* fehlte ihm mit seiner Variante des männlichen Habitus offenbar das symbolische Kapital, das sich andere Jungen erworben hatten, die sich ebenfalls an Männlichkeitspraktiken orientierten, deren oppositionelles Verhalten im Unterricht aber eher akzeptiert und die als „charmant“ oder als „chaotisch, aber genial“ eingeschätzt wurden (vgl. auch die Beobachtungen von *Pech* aus der Grundschulwerkstatt).

Im zweiten Teil sollten die Schulpädagogin *Monika Jäckle* (Augsburg) und die Autorin und freie Filmemacherin *Bina Elisabeth Mohn* (Berlin) unterschiedliche empirische Zugänge zu schulischen Konstruktionsprozessen präsentieren. *Jäckle* konzentrierte sich in ihrem Beitrag zu „Subjektivationsprozessen im Geschlechterregime in der Schule. Möglichkeiten dispositionanalytischer Zugänge“ allerdings primär auf die Darstellung des theoretischen Ansatzes des „Dispositionskonzeptes“ in ihrer Dissertation und weniger auf seine empirische Anwendung. Ihre Ausgangsfrage: Was sind die produktiven schulischen Macht-Praktiken – nicht nur Diskurse, sondern Handlungen –, mit denen Geschlecht zum zentralen Knotenpunkt wird? In den grafischen Schemata zur Analyse der Schule als Geschlechterregime arbeitete sie mit den Kategorien diskursive Praxen, nicht-diskursive Praxen, Subjektivierung sowie Sichtbarkeit/Vergegenständlichung. „Subjektivierung/Subjektivierung“ (geprägt durch normative Vorgaben, Subjektformierung und Subjektpositionierungen) sei nicht zu verwechseln mit „Subjektivierungsweisen“ als formierende und darstellende Praktiken des Selbst-Verständnisses und Selbst-Verhältnisses. Dazu kommen noch Anerkennungs-Imperative und Widerstandspraktiken im gesellschaftlichen Wandel. Die Dispositivanalyse sei keine eigenständige Methode. Sie könne mit der Biografieforschung unter Zugrundelegung eines post-strukturalistischen Subjekt-Verständnisses verbunden werden. Ihr Forschungsdesign umfasst die Ebenen Diskursanalyse, Identifikationen, diskursiv gerahmte Subjektpositionen sowie gelebte und gefühlte Subjektivierungsweisen. Methodisch enthält sie die ethnografische Methode, eine schriftliche Befragung, Leitfaden-Interviews mit Akteur_innen sowie

Expert_innen-Interviews. In der Auswertung wird u.a. die Grounded Theory zugrunde gelegt.

Mohn präsentierte in ihrem Beitrag zu „Differenz und Indifferenz in der Kamera-Ethnografie“ die Möglichkeiten des Einsatzes dieses Verfahrens in der Schul- und Unterrichtsforschung. Sie verortet sich selbst nicht in der Genderforschung, ihr methodischer Zugang und Ihre Fragestellungen korrespondieren jedoch mit denen der Gender Studies und eröffnen durchaus neue Perspektiven. *Mohn* betonte einleitend, wie sehr der Kamera-Blick immer auch ein ethnografischer Blick sei, dass es keine „Blick-freien“ Daten gäbe und dass die Gefahr der „Blick-Macht“ über das beobachtete Feld reflektiert werden müsse. Sie veranschaulichte ihre Thesen an zwei Anwendungsbeispielen. In einer Szene aus dem Englisch-Unterricht eines Gymnasiums reichten sich Schüler_innen (mehrheitlich Mädchen) gegenseitig Zettel weiter, deren Inhalt nicht erläutert wurde. In der Analyse könne u.a. die Bildung von Paar-konstellationen und andere Kommunikationsstrukturen zwischen den Schüler_innen rekonstruiert werden. In einer zweiten Szene ging es um den spielerischen Umgang von Schüler_innen (diesmal mehrheitlich Jungen) mit Unterrichtsmaterialien wie Büchern, Heften etc., die zum dahinter Verbergen benutzt wurden, auf den Tisch geknallt wurden etc. Die Arbeit in der Analyse bestehe darin, die beobachteten nonverbalen Praktiken „auf den Begriff zu bringen“ und dabei die Dynamik zwischen der Dokumentation der „Daten“ und deren Interpretation zu beachten. In der lebhaften Diskussion zu diesem Beitrag wurde mehrfach die Frage erörtert, wie man diese Methode mit der Gender-Perspektive kombinieren könne, ohne dabei der Gefahr zu erliegen, damit erneut stereotype Bilder zu erzeugen, und wie man die Analyse der produzierten Bilder mit „doing gender“-Texten verbinden könne.

Im dritten Teil referierten unter dem Obertitel „Konstruktionen von Geschlecht und Ethnizität in der Schule“ der Kulturwissenschaftler *Stefan Wellgraf* (TU) über „Hauptschule: Reproduktion von Klasse, Ethnizität und Geschlecht im Schullalltag“ und die Erziehungswissenschaftlerin *Maisha Eggers* (Magdeburg/Stendal) über „Interdependente Konstruktionen von Geschlecht und rassistischer Markierung“. *Wellgraf* berichtete aus seinem Dissertationsprojekt zu Schulklassen in Wedding, Neukölln und Lichtenberg. Der Schwerpunkt lag dabei auf Beobachtungen in einer 10. Klasse im Wedding mit sehr hohem Migrant_innenanteil. Er stellte dar, wie sich die Herausbildung von Macho-Männlichkeitsstrukturen sowie Konformitätsdruck auf die Mädchen durch die eigene Ethnie – dies verbunden mit der Zuschreibung eines traditionellen Rollenverständnisses an Mädchen mit Kopftuch durch die Lehrer_innen – sowohl in den sozialen Zukunftschancen wie auch in den Verhaltensstrukturen mit der Dimension „class“ vermischen. Dies wurde am Beispiel vergeblicher Bewerbungen eines Mädchens aus der Hauptschule um ein Praktikum in einer Bank und abwertender, statt ermutigender Reaktionen von Lehrer_innen und Sozialarbeiter_innen („Es hat eh’ keinen Sinn, ein Hauptschulabschluss ist sowieso nichts wert!“) ebenso exemplifiziert wie anhand von Verhaltensbeobachtungen männlicher Jugendlicher in der U-Bahn. *Wellgraf* sprach von der „Decodierung“ des ihnen bewussten schlechten Images durch diese Schüler_innen; beim Umgang damit fände man sowohl eine hegemoniale wie eine kritische oder auch eine ironische

Lesart. *Wellgraf* ging auch kurz auf die untersuchte Lichtenberger Schule ein, wo die Umgangsformen zwischen den Geschlechtern ganz andere seien – mit deutlichen Unterschieden zwischen Gymnasium und Hauptschule –, die Zugehörigkeit zu den dort vorherrschenden Ethnien (z.B. Russen und Polen) spielte aber ebenfalls eine große Rolle. Ein weiterer Aspekt seines Beitrags war die Produktion verzerrter Medienbilder anhand eines Artikels zu Neukölln, bei dem die Zentrale der SZ in München einen Bericht der lokalen Reporterin entsprechend den gängigen Klischees aufbereitet hatte.

Eggers setzte sich in ihrem Beitrag mit der Anwendung des Diversity-Konzepts in der Schule auseinander, auch aus der Perspektive des Moduls „Interventionen“ im Curriculum der Gender Studies. Es ginge dabei einerseits um programmatische Diversität, andererseits um diversitäts-angereicherte Normalitätskritik. An Schulen sei ein solcher Ungleichheitsdiskurs neu. Sie konstatierte, dass der Begriff „Diversity“ leichter anzukommen scheine als „Intersektionalität“ oder „Interdependenzen“. Wichtig sei: Wie könne man den Begriff so schärfen, dass er machtkritisch werde? Bildung fände unter den Bedingungen von Ungleichheit statt. Es gebe heterogene, miteinander verzahnte Ausschlusslogiken. Das Konzept Diversität solle diese thematisieren und verändern. Was passiere, sei aber, dass spezifische Verhältnisse unter diesem Sammelbegriff verschwänden. *Eggers* ging im Folgenden auf schulbezogene Diversitäts-Praxen ein. An mindestens vier Berliner Schulen gäbe es bereits Diversitäts-Komitees. In der praktischen Arbeit seien aber teilweise Momente der Beliebigkeit zu beobachten, indem Diskriminierungen von ganz unterschiedlicher Bedeutung einfach gleichgesetzt würden. *Eggers* entwickelte folgendes wissenschaftskritisches Konzept zur Konturierung des Diversitätsbegriffs im Rahmen von „Gender Studies Scholarship“:

- Normalisierung und Veralltäglichung von Diversität als gesellschaftskritisches Instrument;
- Diversität als Übersetzungspunkt von Differenz und sozialer Gerechtigkeit;
- Diversität als neuer analytischer Rahmen zur Theoretisierung des Verhältnisses von Gleichheit und Differenz;
- Herausarbeitung sowohl des Gleichheitsbezugs wie des Differenzbezugs in der Diversitäts-Theorie.

Es folgte eine intensive Diskussion zu den Chancen und Gefahren der Verwendung des Diversity-Begriffs und den Möglichkeiten zu seiner kritisch-politischen Aufladung. Nachfragen zu *Wellgraf* bezogen sich auf die nicht näher kommentierte Verwendung des Ethnizitätsbegriffs („Türken“, „Araber“) zur Beschreibung der Schüler_innen und die Möglichkeit, die Analyse der drei Dimensionen Gender, Ethnizität und „Klasse“ noch stärker miteinander zu verflechten; ein Problem bestände dabei darin, dass es in der hiesigen Diskussion zwar Klassenlagen gäbe, aber keinen Begriff dafür.

Die einzelnen Beiträge werden mit Ausnahme der Präsentation von Mohn in der nächsten Ausgabe der Bulletin-Texte veröffentlicht werden. In mehreren Fällen sind inhaltlich ähnliche Texte auch in Sammelbänden als Buchpublikation erschienen bzw. werden demnächst erscheinen (Budde, *Wellgraf*, *Eggers*).